

SONDERDRUCK AUS

JAHRBUCH
FÜR OSTDEUTSCHE
VOLKSKUNDE

zum 23. V. 83 niter.

lignet!

R. Hartmann

Stech 12.6.1983

IM AUFTRAG DER KOMMISSION FÜR
OSTDEUTSCHE VOLKSKUNDE
IN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT
FÜR VOLKSKUNDE E. V.

HERAUSGEGEBEN
VON
ULRICH TOLKSDORF

Band 25
1982

N. G. ELWERT VERLAG MARBURG

Dr. Rudolf Hartmann
Brahmsweg 8
6312 Laubach 1
Ruf: 06405 - 568



INHALT

	Seite
<i>Gottfried Habenicht</i> : Soldatenlieder eines Nichtsoldaten Aus dem Liedgut des Hauerländers Anton Köppl	1
<i>Susanne Röh</i> : Heimatvorstellungen von Spätaussiedlern Ein Spiegel der Integrationsproblematik	139
<i>Christian Tilitzki</i> : Ostdeutsche Küstenfischer im Spiegel der Bäder- und Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts	201
<i>Dietmar Wagner</i> : Zum Kartenwerk der Volkskunde Ost- und Westpreußens	218
<i>Lennart Nyman</i> : Eine Stimme aus dem Volke der Wanderschaft	238
<i>Rudolf Hartmann</i> : Als Volkskundler im Südosten Erinnerungen an ungarndeutsche Dörfer	258
<i>Uwe Meiners</i> : Zur gegenwärtigen und historischen Sprachsituation in ungar- deutschen Dörfern des Mecsekgebirges und des westlichen Alfölds . .	269
<i>Konrad Wegner</i> : Bergordnung für Schlesien vom Jahre 1528 oder „Ordunek Gorny“?	285
<i>Hans-Wolfgang Steffek</i> : Volkstümliche Namen der Würger (Laniidae) im Sudetengebiet	295
<i>Bruno Schier</i> : Das Iser- und Riesengebirge. Herbe Bergheimat voller landes- und volkskundlicher Reize	329
<i>Bruno Schier</i> : Ein volkstümlich-biblisches Weihespiel von 1725 für den barok- ken Neubau der Wallfahrtskirche von Haindorf in Böhmen	341
<i>Erhard Riemann</i> : Prof. Dr. Bruno Schier zum 80. Geburtstag	352
<i>Walter Kuhn</i> : Zum Gedenken an Josef Lanz	359
<i>Leopold Kretzenbacher</i> : Johannes Künzig, 28. 4. 1897–10. 4. 1982	383



16) Mennonite Central Committee, eine umfassende Hilfsorganisation der amerikanischen Mennoniten zur Linderung der Not bedrängter und bedürftiger Glaubensgenossen.

17) Stadt in der Nähe von Niagara Falls in der Provinz Ontario, Kanada, im sogenannten „fruit belt“.

18) Viertgrößte Stadt Kanadas in der Provinz Manitoba.

19) Mennonitisches Dorf im Westen des Molotschnagebietes, 1804 gegründet.

20) Thiessen ist ein sehr gewöhnlicher Familienname der Rußland-Mennoniten.

Summary

A Voice from "The Wandering People"

Shortly before my return to Europe in December, 1981, following sixteen months in Canada as a teaching assistant in German at the University of Waterloo, Ontario, I had the opportunity to make the Mennonite Low German recordings transcribed in the above article. I was led to the speaker, *Jacob Fast*, through the help of the Waterloo-Kitchener United Mennonite Church.

Jacob Fast was born in 1901 in Blumstein, Molotschna in the Ukraine and emigrated to Canada in 1924. He relates anecdotes from various stages throughout his life. He begins with his youth in Blumstein and tells of his father's farming and business ventures. Next, he recalls his memories of the October 1917 revolution and the first World War. His personal involvement in the self-protection (Selbstschutz) movement of the Mennonites is of particular interest. Finally, *Fast* describes his emigration to and settlement in Canada.

Fast speaks in the characteristic dialect of the Russian Mennonites, originally a Low Prussian dialect spoken in the Vistula delta of West Prussia.

May this effort to collect and preserve the language and culture of the Russian Mennonites prove inspirational to others, for there remains much to be researched in this area.

ALS VOLKSKUNDLER IM SÜDOSTEN ERINNERUNGEN AN UNGARNDEUTSCHE DÖRFER

Wenn man sich in den zwanziger Jahren in deutschen Bibliotheken nach Literatur zur Volkskunde der Ungarndeutschen umsah, so war das Ergebnis äußerst mager. Zwar hatten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einige Germanisten ¹⁾ etliche Kinderspiele, Sprüche, Volksschauspiele, Sagen, Schwänke und Märchen aufgezeichnet. Diese stammten jedoch ausschließlich aus der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt Budapest, nämlich von den Ofener Bergen, und aus Westungarn, aus der Gegend um Ödenburg. Über Restbanat und Batschka, die Schwäbische Türkei und das ungarische Mittelgebirgsland fand sich keine bedeutendere Veröffentlichung, wenn man von kurzen Erwähnungen im „Kronprinzenwerk“ und in den „Ethnographischen Mitteilungen aus Ungarn“ absieht. Diese in der Nachtürkenzeit, während des 18. Jahrhunderts, auch durch Südwestdeutsche neu „impopulierten“ Gebiete lernte ich zum ersten Male kennen, als ich ein Universitätssemester als Leipziger Austauschstudent in Wien verbrachte. Im Anschluß daran ließ ich mich mit einigen Gruppen der damaligen Jugendbewegung ²⁾ auf „Tschinakeln“ durch die Wachau über Wien-Prefßburg-Budapest die Donau weiter hinuntertreiben. Diese abenteuerlich-romantische Fahrt bildete für mich den Auftakt für das Kennenlernen der weiten, pannonischen Landschaft auf der linken Donauseite und auf der rechten mit seinen bergigen, z. T. waldreichen und fruchtbaren Lößflächen und dem flachen „ungarischen Meer“, dem Plattensee.

Diese erste Erkundungsfahrt im Jahre 1925 über „Land und Leute“ dauerte drei Monate. Dann folgten mehrere Jahre hintereinander Studienreisen – allein – während der Semesterferien im Frühjahr und im Sommer, mehrmals auch im Winter. Die Bezeichnung „Feldforschung“ war zu jener Zeit noch nicht gebräuchlich. Alle Kosten bestritt ich aus eigener Tasche. Ich wollte unabhängig sein. Dank spartanisch-anspruchsloser Einfachheit und der Gastfreundschaft der bäuerlichen Bevölkerung blieben sie sehr gering. Meine Ausrüstung bestand aus einem Wanderanzug mit festen Schuhen, einem umfangreichen Rucksack, den 1:75000er Karten des Militärgeographischen Institutes Wien, Notizblock, Fotoapparat und Geige. Kreuz und quer wurde der Raum durchwandert, bei Hitze und Kälte, auf schlammigen oder staubigen Straßen. Eisenbahn- und Autobusverbindungen gab es nur spärlich. Die Lokal- und Exprefßschiffe der Österreichischen Donau-

Dampfschiffahrt-Gesellschaft leisteten mir für größere Strecken gute Dienste. So trat man in diesen Gegenden, die von nicht wenigen Völkern des habsburgischen Vielvölkerstaates besiedelt waren, in enge Berührung mit ihren Bewohnern: Magyaren, Slowaken, Kroaten, Schokazen (Bunjevasen), Serben, Juden und auch mit herumziehenden Zigeunern. Vor allem mit den Deutschen, deren Herkunft noch in ihrer fränkischen, hessischen, alemannischen, bairischen oder schwäbischen Mundart anklang.

Dem „reichsdeutschen“ Volkskundler, aus dem industriereichen Sachsen stammend, tat sich eine unbekannte Welt auf. Hier fanden sich Aufgaben, die lockten! Hier lag unentdecktes Neuland, besonders in den deutschen Volksinseln und Siedlungen, das zu beackern lohnte! Denn gerade zu jener Zeit der Weimarer Republik brach das wissenschaftliche Interesse auf an der Erforschung des „Auslanddeutschtums“ und an Rechten von sprachlichen Minderheiten.

So ergab sich ein erstrebenswertes Ziel: wissenschaftliche Quellenforschung zur Volkskunde der bäuerlichen Siedler an der mittleren Donau, einer damals fast vergessenen deutschen Volksgruppe in Südosteuropa. Dabei wurde auch noch ein anderer Wunsch erfüllt, nämlich mitzuhelfen, diesen Menschen ihre Muttersprache, ihr Volkstum und ihre Eigenart zu erhalten. Denn diese waren bedroht. Nicht durch die Bewohner mit anderer Muttersprache, mit denen man im allgemeinen gut nachbarlich und duldsam zurechtkam (Es gab mancherlei interethnische Bezüge, die in jüngerer Zeit allerdings ein wenig überbewertet wurden.), sondern durch nationalistische Staatsideologien.

Die Ungarndeutschen waren – trotz Abstammung und Sprache – anders als die Binnendeutschen, waren Deutsche eigenen Wertes und eigener Art. Ihre Mentalität hatte sich, fern vom Mutterland, in 200 Jahren gewandelt: in einer neuen Heimat, unter anderen geographischen und geschichtlichen Gegebenheiten, mit bestimmten gesellschaftlichen Merkmalen und wirtschaftlichen Besonderheiten. Eine eigene donauschwäbische Stammesbildung war erst im Entstehen begriffen. Es mag sein, daß ich in der Erinnerung diese dörflich geordnete Welt mit ihrer bäuerlich-handwerklichen und altväterlichen, vom Herkommen geprägten Kultur in einem besonderen Glanz sehe. Das Zusammenleben der „Schwaben“ wurde von mannigfachen, ungeschriebenen Gesetzen bestimmt, die in Arbeit, Sitte und Brauch verankert waren. Sie verwirklichten eine eigene Ordnung, so etwas wie eine „heile Welt“. Vielleicht sah ich sie verklärt – so, wie zu jener Zeit der ungarländische Volksdeutsche sich von „Deutschland“ ein verklärtes Bild machte, das der Wirklichkeit nicht immer entsprach. Jedenfalls zeigte sich



Abb. 1. In Vértistolna (Schildgebirge) 1941.

dem jungen Volkskundler eine Welt, die ihm bisher verschlossen geblieben war.

Die volkskundliche Forschung konnte vielerlei Bedeutsames beobachten³⁾. Zuerst die *Volkstracht*. In Deutschland gehörte sie bis auf wenige begrenzte Landschaften der Vergangenheit an. Hier aber, in der Überzahl der volksdeutschen Gebiete, erhielt sich ein überwältigender Trachtenreichtum in ungebrochener, gemeindebewußter Sitte. In den verschiedenen Altersgruppen (Kinder, Jugend, Burschen und Mädchen in ihren Kameradschaften, Verheiratete, Alte) wurde die Tracht in natürlicher Selbstverständlichkeit von allen getragen: einfach und schlicht am Werktag und in aller Pracht zu Feiertagen und Festen. Eine Besonderheit bildeten die Handwerker; sie „trugen sich“ unterschiedlich. Nur die wenigen Familien der „Herreleit“, der Dorfintelligenz, die zahlenmäßig keine große Rolle spielte, fiel aus diesem Rahmen heraus. Die junge Generation wuchs in Selbstverständlichkeit immer wieder in das übliche „Gewand“ hinein. Seine Gleichartigkeit inner-



Abb. 2. In Mözs (Schwäbische Türkei) 1936.

halb einer Gemeinde verlieh – bewußt oder unbewußt – Sicherheit im eigenen, engen Lebensraum, stärkte das wenig entwickelte Selbstbewußtsein, brachte ein Gefühl der volksmäßigen Verbundenheit zum Ausdruck, stärkte das Zusammengehörigkeits- und Gemeindebewußtsein und schloß die Gesamtheit der Träger zusammen. Zugleich aber hob sie von fremder Volkszugehörigkeit ab. Das besagt nicht, daß es kein wechselseitiges Geben und Nehmen gegeben hätte. Letzteres erwies sich, wenn man sich die mundartlichen Bezeichnungen für die einzelnen Trachten-Teilstücke sagen ließ ⁴⁾.

Eine Volkstracht war kein Allerweltskleid: sie mußte auch in rechter Haltung getragen werden können! Sie war nicht im Geschäft zu kaufen wie ein Dirndlkleid, sondern wurde dem Träger angemessen und für ihn von der Näherin, dem Schneider oder mit kundiger Hand von Frauen und Mädchen selbst so geschnitten, gearbeitet, gefältelt und bestickt („gemirkt“), wie es dem örtlichen Herkommen, der „Modi“, entsprach. Bis auf Geringfügigkeiten in Stoff, Farbe, Form und Schnitt mußte sie auch vor den kritischen Augen der Großmutter standhalten! Mit Denken und Tun des Trägers war sie innig verwachsen; sie wurde getragen, aber sie trug auch den einzelnen Menschen. Die Volkstracht war eigener Art und mehr als ein „Nationalkostüm“, wie es Schau oder Bühne zeigen. Bei aller Langlebigkeit blieb sie nicht unverändert, sondern wandelte sich, trotz eines starken Beharrungsvermögens, mehr oder minder kräftig – jedoch nur in längeren Zeiträumen. In einem der evangelischen Dörfer in der Tolnau sah ich 1926, daß die Mädchen auf dem Kopf eine kleine, rote „hoche Kapp“ trugen, wie wir sie ähnlich von der hessischen Schwälmer Tracht her kennen. Als ich wenige Jahre später wieder in die Gemeinde kam, war dieser kleidsame Schmuck verschwunden, denn die Mädchen trugen jetzt die mit bunten Perlen verzierte, flache Haube, die „Netzhab“. Alle hatten sich der neuen Mode unterworfen.

Wenn die Frauentracht auch noch barocke Anklänge zeigte und Überbleibsel aus der Zeit der Einwanderung aufwies – und welcher begeisterte junge Forscher hätte nicht gern möglichst altherwürdige Dinge aufgespürt – so stand es mit dem *Liedgut* doch anders. Da herrschten die Volkslieder des 19. und 20. Jahrhunderts durchaus vor. Sangesfreudig waren die Schwaben. Nicht nur im Weinkeller, wenn die Männer beisammen saßen, sondern auch an Sonntagabenden auf der Gasse erklangen die Lieder, „in der Reih“, in der „Spinnstub“, bei Gemeinschaftsarbeit wie dem Kukuruzschälen, in der Tanzpause, bei der „Musich“ usw.

In den Siedlungen gab es viele handgeschriebene Liederhefte und -bücher. Vom Schreiber oder der Schreiberin wurden sie vielfach wie ein Schatz gehütet und nicht gern aus der Hand gegeben. Dutzende Lieder waren darin aufgezeichnet – oft in einer „Rechtschreibung“, die verriet, daß es keinen Schulunterricht in deutscher Sprache gegeben hatte. Als beliebiges Beispiel bringe ich eine Strophe aus dem Liederbuch der *Elisabeth Rauh* in Pári, Komitat Tolna (um 1930)⁵⁾:

„Lied 52

Esz khomt ein riter keriten stolc
metjen vasz szuht im krünen holz“.



Wenn man die ungarische Schreibung phonetisch ins Deutsche überträgt, so lautet das Gesätz:

Es kommt ein Ritter geritten stolz.
(Ei) Mädchen, was suchst im grünen Holz?

Und aus einer Ballade aus Ceglédbercel (Liederbuch Hohl, 1928):

Esz lépt ein balczgrof fon darin,
der hat drei söne töhtilein.
Die eine czog incz ungarszland,
di andre czog niht veid von ier“.

Es lebt ein Pfalzgraf von dem Rhein,
der hat drei schöne Töchterlein.
Die eine zog ins Ungarsland,
die andre zog nicht weit von ihr.

Analysiert man den Liedbestand der Dörfer, so stehen Liebes-, Soldaten-, Jäger- und Handwerkerlieder im Vordergrund. Dann folgen Balladen, Moritaten, Scherz- und Tanzlieder. Erotisch-derbe Lieder gehörten mehr zur Männergesellschaft im Keller. In gemischtsprachigen Gemeinden wurden auch ungarische Lieder gesungen ⁶⁾. Man sang laut, gedehnt und gefühlsbetont.

Hunderte von „Gassenliedern“ lernte ich kennen. In der Nachbarschaft der Häuser, in denen ich aufgenommen wurde und Gastfreundschaft erfuhr, sprach es sich immer schnell herum, daß ein „Deitschländer“ gekommen sei. Viele Menschen saßen dann in der Stube beisammen oder im Sommer auf der Gasse. Es wurde „dischkuriert“, ich spielte auf der Geige, und bald erklang ein Lied nach dem andern. Oft abwechselnd: eines aus dem dörflichen Liederschatz, das ich möglichst gleich mitschrieb und dabei die „Arie“ lernte, dann sang ich eines von den Liedern, die bei uns von der Jugend gesungen wurden. Meist stammten sie aus dem „Zupfgeigenhansl“. Unter den „Deitschländerliedern“, die besonders gern gehört wurden und auch gelernt sein wollten, waren u. a. „Es wollt ein Jägerlein jagen . . .“, „Als wir jüngst in Regensburg waren . . .“, „Wenn alle Brünlein fließen . . .“, „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn . . .“, „Der Jäger in dem grünen Wald . . .“, die lustigen Schnurren „Es hatt ein Bauer ein schönes Weib . . .“, „Als ich ein jung Geselle war . . .“, „Es wollt ein Schneider wandern . . .“, das traurige Gefangenelied „Es waren einmal drei Reiter gefangen . . .“ und – natürlich – „Ade zur guten Nacht . . .“. Der dörfliche Liedschatz war unerschöpflich. Mit der Zeit kannte ich mich darin eini-



germaßen aus. Es überwogen neuere Lieder, wie sie wohl von Handwerksburschen oder aus der Kaserne mitgebracht wurden.

Zu Beginn meiner Fahrten geschah es. In Bácsalmás wurde ich auf eine ältere Frau aufmerksam gemacht, die alte, schöne Lieder wisse. Gespannt ging ich zu ihr hin. Sie sang mir auch bald eines ihrer Lieder vor. „In Hamburg da bin ich gewesen, in Samt und in Seide gehüllt . . .“ Überrascht schrieb ich es auf und lernte gleich die Melodie. Aber solche Lieder suchte ich ja eigentlich nicht. Manchmal hatte ich auch die Freude, ein nach Wort und Weise wertvolles Lied aus dem 17. oder 18. Jahrhundert zu hören. Einige Balladen waren darunter. Unvergesslich bleibt mir die Erinnerung an einen Sonntagnachmittag im Schildgebirge – es war 1942 und ich war schon verheiratet –, als uns am Hausgang mehrere Großväter zwei besonders schöne Balladen vorsangen. Ich schrieb den Text gleich mit und meine Frau zeichnete mit Hilfe der Flöte die Noten auf: „Dort unten in dem Tale, da wohnt ein junger Herr Grafe . . .“ und „Es saßen drei Spielleute um den Tisch, sie spielten um das jüngste Gericht . . .“

Wenn ich neu gehörte Lieder, Kinderreime, Verse, Spiele, die 40 Wenker'schen Sätze des Marburger Sprachatlasses oder anderes aufzeichnete, so erregte mein Füllfederhalter immer wieder Aufsehen. Denn man brauchte nicht ins Tintenfaß zu tunken, und es schrieb doch! Von allen technischen Errungenschaften lebte man im Dorf ziemlich fern. Bestaunt wurde immer wieder auch das ausziehbare Foto-Stativ. Daß auf der Mattscheibe meiner Ica-Kamera alles auf dem Kopf stand, grenzte ans Wunderbare . . . Wie schade, daß es damals noch keine Kleinbild-Apparate und Buntfilme gab!

Für mein Sammeln waren die kleinen und etwas abseits gelegenen Dörfer vielfach ertragreicher als die Großgemeinden, wie z. B. in der Batschka, die städtischen Einflüssen stärker ausgesetzt waren. Die katholischen Siedlungen trugen vielfach altertümlichere Züge als die evangelischen. Freundlich anheimelnd war diese Welt: abends z. B. beim Öllicht – das elektrische war noch nicht überall eingeführt – dicht gedrängt die Menschen in der Wohnstube, gleich neben der „Kuchel“ des langgestreckten Bauernhauses. Die Männer kamen mit ihren breitrempigen, schwarzen Hüten oder im Winter mit Pelzkappen, in dunklen Jacken und Hosen, mit „Schlappen“ an den Füßen. Im Gegensatz dazu die Mädchen und Frauen, die Gesichter in helle oder dunkle Kopftücher gehüllt, in gleichförmiger Gewandung mit langen Röcken. An der mit vielen „heiligen Bildern“ geschmückten Wand standen hochgetürmte Betten und bunt bemalte Schränke, die „Kästen“. Man kam sich vor wie in einem Museum. Dazu hörte man eine unverfälschte Mundart, deren „schwäbische Mundsprache“ von Dorf zu Dorf anders lautete.

Dies zu erleben war für einen Volkskundler fesselnd: Hunderte Kilometer vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet entfernt und in einer Welt, in der sonst nur fremde ungarische oder slawische Laute zu hören waren . . .

Nicht immer ging es so geruhsam und idyllisch zu. Denn da waren die Behörden, die einen reichsdeutschen Reisenden mißtrauisch verfolgten, weil er ihnen mit seiner Neugier und seinen Schreibereien nicht ganz geheuer vorkam. Mancher der „Schandare“ (Gendarm) kam sich wichtig vor, wenn er den Fremden zum Notär beordern mußte, den dorfgewaltigen Verwaltungsbeamten und dieser ihn nach Reisepaß, nach woher und wohin, nach Auftraggeber usw. „ausforschte“. Einmal, in Großnarad in der südlichen Baranya, wurde ich amtlich gestellt, als ich arglos bei einer Feier im Freien zur Einweihung eines Denkmals fotografierte. Ich wußte jedoch nicht, daß dieses Dorf schon zum jugoslawisch-ungarischen Grenzbezirk gehörte. – Diese Ungelegenheiten waren mir jedoch lieber, als wenn ich mich, wohl ausgerüstet mit Empfehlungen, als „Feldforscher“ in den Dörfern aufgehalten hätte. Vielmehr bewegte ich mich als ein schlichter „Deitschländer“, der enge Verbindung mit den einfachen Menschen suchte. Nicht immer nur notierend und aufzeichnend, sondern ebenso gelegentlich auch bei der Feldarbeit und bei der Weinlese mit zupackend oder beim gemeinsamen „Kukuruzschälen“, wie auch mithaltend bei Festen und Feiern, Tanz und Frohsinn.

Beschäftigung hatte ich immer genügend. Ich maß die Grundrisse von Gehöften aus und schrieb die mundartlichen Bezeichnungen für die einzelnen Räume samt ihrer Einrichtung auf. Kinderspiele, Kinderlieder und Verse waren festzuhalten und Siedlungs- und Fluranlagen zu skizzieren oder auch vom Kirchturm aus die Gehöftanlage zu fotografieren. Bei den Musikanten konnte ich Tanzmusik ⁷⁾ abschreiben. Viel gab es zu erfragen über Sitten und Bräuche in den Zeiten und Stufen des Lebens oder zum Jahreslauf bei Neujahr, Ostern, Pfingsten, Kirchweih, beim Schlachten und zu Weihnachten. Gern ließ ich mir erzählen vom Volksglauben in alter und neuer Zeit, von heiteren und traurigen Begebnissen, Sagen, erlebten Geschichten und vom „Brauchen“ ⁸⁾. Aber dazu mußte man sich schon gut kennen und miteinander vertraut sein.

Auch unerwartete *Entdeckerfreuden* gab es. Es war im Sommer 1925 in Ráctöttös – Tiedisch (Baranya). Da hörte ich zum ersten Mal vom *Christkindlspiel* erzählen, das alljährlich am 24. Dezember in den Bauernstuben aufgeführt wurde. Ich zeichnete Wort und Weise auf und fotografierte die Kinder, die in ihrer weißen Gewandung als Maria und Josef, als Hirten und Engel das Spiel darstellten. Lehrer oder Pfarrer hatten nichts damit zu tun.

Das machte die dörfliche „Einstudiererin“. Auch das dortige „Adam und Eva“-Spiel mit den häufig wiederkehrenden Versen „Maria liegt verborgen bis auf den Lichtmeß-Morgen, Gott lobt die Stund am höchsten Thron“ hielt ich fest. Im selben Ort lernte ich Franz Stadler, einen Dreschmaschinenführer aus Vaskut (Batschka) kennen. Er studierte in Abständen von Jahren mit älteren Burschen und einem Mädchen, der „Dalila“, ein „Samsenspiel“ ein. Dieser ältere Mann war gescheit und hatte ein außerordentlich gutes Gedächtnis. So konnte er ein sehr langes Genovevaspiel von Anfang bis Ende wortgetreu auswendig hersagen.

Auf Grund dieser Tiedischer Erfahrungen begann ich planmäßig nach Stubenspielen zu forschen. Im Laufe der Jahre stellte sich heraus, daß es in den donauschwäbischen Dörfern Hunderte von ähnlichen kleinen, mündlich überlieferten Spielen gab und der Südosten die reichste *Volksschauspielandschaft* im ganzen deutschen Sprachraum darstellte ⁹⁾. Auch die überall verbreiteten, anspruchslosen Dreikönigslieder gehörten dazu und die größeren „Herodesspiele“ in der westlichen Schwäbischen Türkei ¹⁰⁾. In Ragendorf auf dem Heideboden zeigte mir der ev. Senior *Zimmermann* eine Handschrift aus Tadten, einem Dorf, das früher zu Westungarn und jetzt zum Burgenland gehörte. Der Schreiber, Mathias Bors (sprich Borsch), hatte in den Jahren 1869/70 ein dreiteiliges *Spiel von der Geburt Jesu Christi* nach der dortigen mündlichen Überlieferung aufgeschrieben. Es gehört zum bekannten Oberuferer Spielkreis. Niemand konnte ahnen, daß eine Abschrift dieses Tadtener „Gesangbuches“, die ich später machen durfte, die Spielüberlieferung rettete. Denn die wertvolle Handschrift mit ihren 500 Seiten ging in den Kriegswirren nach 1945 verloren ¹¹⁾.

Einmal wollte es das Glück, daß mich ein katholischer Pfarrer auf eine hervorragende unbeachtete Quelle für das Ansiedlungsjahrhundert aufmerksam machte, als ich ihn fragte, ob ich Einblick in die Kirchenbücher nehmen dürfte, weil darin bisweilen auch Herkunftsorte der Einwanderer angegeben waren. Es waren die kirchlichen Visitationsberichte, die der Pfarrer Joseph Brüstle aus Olasz in der Schwäbischen Türkei zwischen 1874 und 1880 zu seinem Werk „*Recensio Universi Cleri Dioecesis Quinque-Ecclesiensis . . .*“ ausgewertet hatte. Diese vierbändige, lateinisch geschriebene, gelehrte Veröffentlichung gab es damals – außer auf der Staatsbibliothek Wien – in keiner deutschen Bibliothek. Sie hat mir für meine Arbeit gute Dienste geleistet ¹²⁾.

Für mich waren es beglückende Jahre, die ich in den volksdeutschen Siedlungsgebieten verleben durfte. Unentdecktes gab es in Hülle und Fülle. Es war eine lohnende Aufgabe, wissenschaftlich zu erforschen und selbst zu

erfahren, wie es mit den deutschen Bauern und ihrem Volkstum an der mittleren Donau in Vergangenheit und Gegenwart „eigentlich gewesen ist“. Beglückend war dabei das Bewußtsein, forschend und sammelnd zugleich ein wertvolles Volks- und Kulturgut – Brauchtum und Sprache – bewahren zu helfen.

Anmerkungen

- 1) Erinnert sei an J. R. Bünker, K. J. Schröer, R. Stachovics und A. Hartmann.
- 2) „Sächsische Jungenschaft“ des Wandervogels, der später in der „Deutschen Freischar“ aufging.
- 3) Rudolf Hartmann, Haus, Hof und Tracht. In: „Wörter und Sachen“, Bd. XIV. Heidelberg 1931, S. 1–25.
- 4) Ders.: Die ungarndeutschen Volkstrachten bis 1945. In: Archiv der Suevia Pannonica, 6. Jahrg. Heidelberg 1970, S. 18–35.
- 5) Ders.: Deutsche Volkskunde in Ungarn. In: Karl Bell (Hsg.) Das Deutschtum im Ausland, Bd. 4 Ungarn. Berlin 1934 (Mskr. abgeschlossen 1929), S. 235 ff.
- 6) Inge Weber-Kellermann, Der Volksliedbestand in einem deutschungarischen Dorf. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 13 (1964).
- 7) Rudolf Hartmann, Deutsches Dorf in Ungarn, München 1976, S. 81.
- 8) Alfred Cammann-Alfred Karasek, Donauschwaben erzählen, Teil 1–4, Marburg 1976–79.
- 9) Alfred Karasek-Langer, Die donauschwäbische Volksschauspiellandschaft. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. 1, Salzburg 1956², S. 93–144.
- Rudolf Hartmann, Die Christkindlspiele in der Schwäbischen Türkei. In: Zeitschrift für Volkskunde, N. F. I, Berlin 1929, S. 165 ff.
- Alfred Karasek-Karl Horak, Das deutsche Volksschauspiel in der Batschka, in Syrmien und Slawonien. Marburg 1972.
- Rudolf Hartmann, Das deutsche Volksschauspiel in der Schwäbischen Türkei, Marburg 1974.
- Karl Horak, Das deutsche Volksschauspiel im Banat, Marburg 1975.
- Karl Horak, Das deutsche Volksschauspiel in Mittelungarn, Marburg 1977.
- 10) Rudolf Hartmann, Das Spiel vom König Herodes. In: Ungarische Jahrbücher, Bd. XIV Berlin 1934, S. 76–100.
- 11) Ders.: Das verschollene Liederbuch des Mathias Bors aus Tadtén. In: Festschrift Karl Horak, Innsbruck 1980, S. 105 ff. Rudolf Hartmann, Das Tadtener Christgeburtspiel. In: JbV. 1981, S. 63–143.
- 12) Ders.: Die Schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert. Budapest 1935.

Summary

An Ethnologist in the South-East

– memories of Hungarian-german villages

The colonies of German farmers in Trianon-Hungary – which were founded in the 18th century after Turkish rule had ended in the middle regions of the Danube – were, with a few exceptions, practically unknown up to the middle of the 1920s. For many years from 1925 onwards the author travelled and explored these islands of German-speaking people with the aim of carrying out basic research into the ethnology of the German settlers. In their comparative isolation the so-called “Schwabens” retained not only their south-west German *dialect*, but also developed their own *national costumes*, which distinguished them from the Magyar and Slav populations.

The mentality of the “Auslanddeutschen” (Germans abroad) had been changed during their 200 year long isolation from the German homeland by geographical-historical circumstances and social-economic conditions. The formation of a separate *Danube-Schwaben race* was however only just in the process of development. The communal life of these Danube-Schwaben was ordered by a set of unwritten rules, which were firmly anchored in work, custom and tradition. The author was able to observe an *abundance of folk costumes*, which no longer existed in the mother country: plain and simple on working days, and in full splendour during holidays and festivals. *The collection of traditional songs* which existed at the time of colonisation had almost completely disappeared. Amongst the music-loving “Schwabens” prevailed love, hunting and soldier’s songs of the 20th century, which were handed on by word of mouth. Many handwritten songbooks were found in the villages. Numerous children’s rhymes and games had been retained. The layout of the settlements, the arrangement of the houses and farmsteads, was in a typical colonial style, and the furnishing of the living-quarters was archaic. However welcoming the reception of a “Deutschländer” with a thirst for knowledge might be amongst the hospitable families, the authorities acted with rather more suspicion towards a stranger who made notes and took photographs. There were many joys of discovery, for example, hundreds of small *folk plays* of oral tradition were presented at Christmas in farmhouses, without help from either priest or teacher. The author was happy to be able to both actively research and collect information, and at the same time to help preserve the mother tongue and precious cultural and ethnic wealth.